

Der Erste Weltkrieg im erinnerungskulturellen Wandel

Ringvorlesung: Der Erste Weltkrieg – und das „alte Europa“? Humboldt-Universität zu Berlin,
Sommersemester 2014, 29.4.2014, 18.00 – 19.00 Uhr

Inhalt

Der Erste Weltkrieg als Laboratorium der Erinnerungskultur	3
Der unfassbare Erinnerungsort.....	1
A. Die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in historischer Perspektive.....	4
Erinnerung im Krieg.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Weimarer Republik.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
NS-Zeit	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Nachkriegszeit und Bundesrepublik.....	19
D. Der Gegenwartswandel von der Alleinschuldanklage zum Gemeinschuldbekennntnis.....	22
Medialisierung und jubilarische Eventisierung im Geschichtsboom.....	25
Radikale Umwertung der Kriegsschuldfrage	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Dominante Opferperspektive, viktimistisches Geschichtsbild.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Internationalisierung des Blicks.....	24
Durchsetzung des Aufarbeitungskonzepts als europäische Leiterzählung deutscher Provenienz	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Der Erste Weltkrieg als Lehrbeispiel historischen Erinnerns und Vergessens	Fehler! Textmarke nicht definiert.

Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

Der unfassbare Erinnerungsort

Es ist selten, dass ein historisches Jubiläum so mit Gegenwartsbezügen aufgeladen wird wie der Erste Weltkrieg. Allzu handgreiflich wirken die Analogien zwischen der Julikrise 1914 und Krimkrise 2014 und ebenso die Gemeinsamkeiten zwischen den damaligen Schlafwandlern und den heutigen Traumtäänzern, die beide Male nicht die Zivilisation einem Weltkrieg opfern wollten und doch, damals wie heute in der Logik ihrer nationalen Handlungswelten gefangen, geradewegs in ihn hineinstolperten. Tag um Tag fundiert die politische Publizistik im Ukraine Konflikt ihre jeweilige Position bevorzugt „vor dem Hintergrund, dass gerade immer wieder daran erinnert wird, wie der Erste Weltkrieg vor 100 Jahren begann: indem der Westen dort gewissermaßen hineinrutschte“.¹ Fast täglich halten Fachhistoriker mit guten Argumenten öffentlich dagegen und versichern: „Die historischen Vergleiche, die die Ereignisse in Kiew und auf der Krim erklären sollen, sind töricht– und gefährlich“.² Doch noch in der Absage an die Idee der historischen Wiederholung zeigt sich der Einfluss der Kriegserinnerung auf die Haltung der europäischen Öffentlichkeit und Diplomatie. Namentlich die deutsche Position der Zurückhaltung und Eskalationsvermeidung orientiert sich überdeutlich an der Negativfolie der deutschen Krisendiplomatie vor 100 Jahren, und nicht zufällig diskutiert wie erst wieder am vergangenen Freitag der deutsche Außenminister in diesen Wochen gern „mit Historikern über Versagen und Nutzen der Diplomatie“.³

Zugleich scheint der Erste Weltkrieg ein unfassbarer Erinnerungsort. Die verheerenden, die europäische Gesellschaft in ihren Grundfesten erschütternden Auswirkungen des Ersten Weltkriegs stehen uns auch 100 Jahre später noch und gerade in diesem Jubiläumsjahr so sehr vor Augen, dass wir den Krieg mit monumentalen Begriffen wie Zivilisationsbruch oder als Urkatastrophe des 20.

Stephan-Andreas Casdorff, Keine Zeit für Zurückhaltung. Die westliche Diplomatie muss im Ukraine Konflikt mutige Schritte wagen, in: Der Tagesspiegel, 28.4.2014

Gregor Schöllgen, Dies ist keine Julikrise und auch kein Kalter Krieg, in: Süddeutsche Zeitung, 26.3.2014

Majid Sattar, Eine neue Lage: Putins schleichende Invasion, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.4.2014

Jahrhunderts bezeichnen.⁴ Nichts schlägt uns rückblickend dabei so sehr in den Bann, wie die groteske Kluft zwischen den unerhörten materiellen und mentalen Verwüstungen, die das „Menschenschlachthaus“ angerichtet und zum Auftakt des säkularen „europäischen Bürgerkriegs“ von 1914 bis 1989 hatte werden lassen, und seinem banalen und kontingenten Anlass eines fehlenden Rückwärtsganges in dem in Sarajewo just vor Gavrilo Princip's gespanntem Revolver haltenden Automobil des österreichisch-ungarischen Thronfolgers am 28. Juni 1914.⁵

Gerade darum steckt in der Beschäftigung mit der Erinnerung an den Großen Krieg mehr als eine bloße Reverenz vor der immer höher schwappenden Modewelle des kommunikativen und kulturellen Erinnerns in unserer Zeit: Die retrospektive „Sinnggebung des Sinnlosen“, der politisch gedenkende wie der privat aufwühlende Umgang mit diesem nichtigen Anlass und weltgeschichtliche Folgen so absurd verbindenden Ereignis stellte eine der stärksten Prägekräfte politischen Handelns im weiteren 20. Jahrhunderts dar; und diese Prägekraft reichte in Deutschland vom „Kampf gegen Versailles“ über die „nationale Wiederauferstehung“ bis zur „Löschung der Schande von Compiègne“ (Hitler 1940) bis zur „Idee Europa“ nach 1945, um nur einige der erinnerungspolitischen Losungen zu zitieren

Die erinnernde Verarbeitung des Geschehens entfaltete ihre Handlungsmacht schon im Krieg selbst, wie Herfried Münkler an dieser Stelle vor zwei Wochen gezeigt hat, als er die Frage, warum der Stellungskrieg im Herbst 1914 nicht in die Aufnahme von Waffenstillstandsgesprächen mündete u.a. mit dem Vermächtnis der sakralisierten Toten beantwortete.⁶ Schon hieran wird deutlich, dass das unschuldige Wort der

Die interpretativen Chancen und Grenzen der „sich geradezu übertreffende(n) Beschreibungen“, die „im Wesentlichen auch nur andeuten (sollen), dass die Kriege des zurückliegenden Jahrhunderts unbegreiflich groß waren“, erörtert Michael Geyer, *Urkatastrophe, Europäischer Bürgerkrieg, Menschenschlachthaus – Wie Historiker dem Epochenbruch des Ersten Weltkrieges Sinn geben*, in: Rainer Rother (Hg.), *Der Weltkrieg 1914-1918. Ereignis und Erinnerung*, Berlin 2004, S. 24-33, hier S. 25.

„Der Erste Weltkrieg hatte viele Ursachen, und seine Vorgeschichte war lang. Doch er war weder von langer Hand geplant noch gut vorbereitet worden. Unvermeidbar war dieser Krieg auch nicht. Gerade die eigenartige Geschichte der Julikrise 1914 zeigt vielmehr, dass dieser Krieg für niemanden wirklich Sinn machte. So sollte es auch die nächsten vier Jahre bleiben. Es war ein absurder Krieg.“ Stig Förster, *Vorgeschichte und Ursachen des Ersten Weltkrieges*, in: Rainer Rother (Hg.), *Der Weltkrieg 1914-1918. Ereignis und Erinnerung*, Berlin 2004, S. 34-341, hier S. 41.

„Man hatte die im Bewegungskrieg getöteten Soldaten sprachlich sakrifiziert, sie in Gefallene und heilige Opfer verwandelt, deren Heldentod man schuldig sei, das Vermächtnis ihres jungen Sterbens zu vollenden, und das hieß, den Krieg bis zum siegreichen Ende weiterzuführen. Es waren die Sprache und die sie begleitenden Bilder, die sich gegen eine nüchterne Bilanzierung des bisherigen Kriegsverlaufs sperren.“ MS April 2014 von Herfried Münkler, dem ich für die freundliche Überlassung danke.

Erinnerung von tödlicher Kraft sein konnte und bis heute sein kann. Und genau darum soll es heute gehen. Ich möchte mit Ihnen in dieser Vorlesung den Ersten Weltkrieg als Laboratorium der Erinnerungskultur präsentieren und dabei im ersten Teil die historische Wirkungsmacht des Erinnerns ebenso wie die des Vergessens im 20. Jahrhundert nachzeichnen, um im zweiten Teil auf die nahezu unbemerkte Veränderlichkeit der Vergangenheit in der Gegenwart einzugehen. Die Vorlesung verfolgt damit einen doppelten Zweck: Sie soll erstens den Wandel des erinnernden Umgangs mit der Kriegsvorgangheit in den letzten einhundert Jahren nachzeichnen, und sie soll zum zweiten analytische Distanz zum Begriff Erinnerung selbst schaffen. Das Wort „Erinnerung“ ist in unserer Zeit kein beschreibender Fachterminus, sondern normative Pathosformel, die grundsätzlich dem Sprechen über die Vergangenheit mehr Kredit gibt als dem Schweigen. Erinnern verbindet sich in unserem Denken mit Genugtuung und Wiedergutmachung, mit Heilung und Versöhnung. Darin steckt eine geschichtspolitisch problematische, aber vor allem wissenschaftlich nicht einholbare Setzung – Erinnerung gilt in der Gegenwart als kulturell anerkanntes Paradigma. Die Geschichtswissenschaft hingegen hat darauf hinzuweisen, dass die Geltungskraft dieses Paradigmas historisch ebenso wandelbar ist wie der Gehalt des Erinnerten unterschiedlich. Im Durchgang durch 100

Jahrhundert Kriegserinnerung bewegen wir uns überwiegend in Zeiten, in denen das subjektive, persönliche, gar schmerz erfüllte Erinnern nicht für eine Leistung, sondern für eine peinliche und verdammenswerte Untugend galt. Als der sozialdemokratische Landrat des Ruhr-Ennepe-Kreises, Hansmann, 1931 in einer Versammlung daran erinnerte, dass die Soldaten nur unter Druck der Vorgesetzten und starkem Alkohol in Sturmangriffe gegangen seien, wurde er dafür wegen „Beleidigung von Frontsoldaten“ gerichtlich verurteilt⁷; als wiederum 1926 im sogenannten „Dolchstoßprozess“ der angeklagte Journalist der SPD zur Unterstützung seiner Kritik an der Dolchstoßlegende vor Gericht einzelne Zuschriften vorlesen wollte, damit im Prozess auch „die Frontsoldaten (...) zu Gehör“ kämen, wurde ihm das vom vorsitzenden Richter aufgrund von Tumulten im Zuschauerraum untersagt.⁸ Den Krieg aus privater Perspektive des Grauens und Todes zu sehen, bedeutete im nationalen Geschichtsdiskurs der Zeit die Verleugnung eines „ungeheuren Daseinskampfes“, der es im Gegenteil zur Pflicht mache, „den inneren

Ulrich/Ziemann (Hg.), S 12.

Ebd., S. 95 f.

Schweinehund, der jeden Menschen bedroht, zu überwinden“.⁹ Umgekehrt zeitigte der Große Krieg bis heute reichende Folgen, die keinen Platz in der Erinnerung gefunden haben – das Datum der letzten indirekten Reparationszahlungen am 3.10.2010 ist hier auf politischer Ebene zu nennen¹⁰ ist auf politischer Ebene hier zu nennen oder das Verbot der Markenbezeichnung „Champagner“ für deutsche Sekte auf wirtschaftlicher oder die dem Weltkrieg geschuldete Etablierung männlicher Modeaccessoires wie des kapuzenlosen Kampfmantels, der allerdings erst seit den Zeiten Humphrey Bogarts Karriere machte und daher bevorzugt mit seinem englischen Namen als Trenchcoat bezeichnet wird. Noch weniger wird den Milliarden von Männern auf der Welt, die eine Uhr am linken Handgelenk tragen, klar sein, dass sie sich in direkter Tradition des Weltkriegs befinden, der die vordem gegenüber der männlich konnotierten Taschenuhr als weibliches Verlegenheitsaccessoire angesehene Armbanduhr mit Sekundenzeiger zu einem hervorragenden Instrument im Infanterieangriff und bei der Abschätzung von Aufschlagzeitpunkten.

Beginnen wir also mit der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in historischer Perspektive.

A. DIE ERINNERUNG AN DEN ERSTEN WELTKRIEG IN DER ZWISCHENKRIEGSZEIT

Die Erinnerung an den Großen Krieg setzte nicht erst nach seinem Ende ein, sondern bereits in ihm. Der Stellungskrieg im Westen und nach dem Rückzug der russischen Truppen aus Ostpreußen auch der Bewegungskrieg im Osten spielten sich außerhalb der Reichsgrenzen ab, und das Kriegsgeschehen erreichte die Heimat allein über die mediale Vermittlung vor allem erst der Wochenschauen mit ihren stereotypen Bildern von Truppenbewegungen und Frontabschnitten und später auch erster Dokumentarfilme, die freilich schon aus technischen Gründen

Im Kampf um die Deutung des Krieges, 1931, zit. n. Ulrich/Ziemann (Hg.), S. 14.

„Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde im Londoner Schuldenabkommen die Rückzahlung der privaten deutschen Auslandsverschuldung geregelt. Dazu gehörte auch ein Teil der Reparationen, die 1930 auf Anleihenbasis vorfinanziert und damit in Privatschulden umgewandelt worden waren. Ihre Höhe wurde halbiert. Bis etwa 1983 zahlte die Bundesrepublik 14 Mrd. DM Schulden zurück. Allerdings wurden Zinsen in Höhe von 251 Millionen Mark aus den Jahren 1945 bis 1952 bis zur Wiedervereinigung Deutschlands ausgesetzt und schließlich ab 3. Oktober 1990 wieder fällig. Die Bundesregierung gab darauf Fundierungsanleihen aus, die aus dem Bundeshaushalt getilgt wurden, die letzten am 3. Oktober 2010. Tilgung und Zinsen betragen für 2010 etwa 56 Millionen Euro.“

Deutsche Reparationen nach dem Ersten Weltkrieg.
http://de.wikipedia.org/wiki/Deutsche_Reparationen_nach_dem_Ersten_Weltkrieg (Zugriff 27.4.2014)

weitgehend wirklichkeitsferne Eindrücke transportierten. Eine gemeinsame Erinnerung suchte die Kriegspropaganda auch durch weitverbreitete Fotoalben von der Front zu erzeugen, die „möglichst vielen ein Stück Erinnerung geben“ und die Erinnerung an den noch stattfindenden Krieg für die Zukunft vereinheitlichen sollten, wie es im Vorwort eines solchen Fotobuches hieß:

„So soll das Buch dem Kriegsteilnehmer selbst ein Gedenkbuch sein für spätere Tage, wenn seine Kinder oder Enkel und sich immer wieder die Bilder zeigen lassen, den Erzählungen lauschen auf seinen Knien mit verhaltenem Atem, wie es damals war im größten aller Kriege.“¹¹

Die Alben zeigen keine Toten und Verwundete immer nur von Pflegekräften umgeben in hellen Lazarettsälen, sie zeigen den deutschen Vormarsch, aber nicht den Rückzug; sie zeigen Zerstörungen bevorzugt als Tat des Feindes. In dieselbe Richtung wirkten die zahlreichen Kriegsausstellungen, deren erste im Januar 1916 in Berlin eröffnet wurde und eine halbe Million Besucher zählte. Sie zeigten neben erbeutetem Kriegsgut deutsche Waffentechnik wie U-Boot-Modelle und an der Decke aufgehängte Flugzeuge, die „Respekt, Bewunderung und Ehrfurcht“ (Brandt, S. 93) erzeugen sollten. Sie wurden in der Regel mit dem Nagelkult verbunden, bei dem die Besucher aufgefordert waren, je nach Geldbeutel und Spendenbereitschaft ein hölzernes Kreuz, eine hölzerne Hindenburgfigur mit eisernen, silbernen oder gar goldenen Nägeln zu benageln.

Vor allem unter dem Eindruck des Tötungsgeschehens kam es aber auch zur verbreiteten Abwendung von der Kriegsverherrlichung selbst in den unter Zensur stehenden Feldpostbriefen:

„Und doch fragt man sich, ob es denn möglich ist, dieses entsetzliche Blutbad noch lange so fortzusetzen. Ob sich dann nicht die Völker auf ihre unverantwortlicher Weise ihnen auferlegt haben. (...) In welche Sklaverei sind wir doch geraten, die wir uns früher als freie Menschen fühlten (...). Leider kann ich Dir nicht mehr – alles – sagen, was mich drückt. (...) Doch später – da hat es wohl keinen Zweck mehr, wir haben's dann durchlebt u.

Zit. n. Susanne Brandt, Vom Kriegsschauplatz zum Gedächtnisraum: Die Westfront 1914-1940, Baden-Baden 2000, S. 105.

werden sehen müssen, alle unangenehmen Erinnerungen an diese schrecklichen Zeiten von uns zu bannen.“¹²

Unterschiedlich und kontrovers gestaltete sich die erinnernde Auseinandersetzung mit dem Weltkrieg erst recht nach seinem Ende. In Frankreich und England dominierte die Erinnerung an den erlittenen Verlust, der Schmerz über das Ausmaß an Zerstörung, das Selbstverständnis als Opfer der von Deutschland und Österreich ausgegangenen Aggression. So entstand in England und Frankreich eine bis in die Jetztzeit aufrechterhaltene Erinnerungsgemeinschaft, die den „Onze Novembre“ bzw. den „Remembrance Day“ alljährlich als Tag gemeinsamer Trauer im Zeichen der Korn- und der Mohnblume begeht, die die Rückkehr des Lebens und der Hoffnung in der verwüsteten Landschaft des Stellungskrieges symbolisiert. Ganz anders und ihrerseits uneinheitlich entwickelte sich die Auseinandersetzung mit dem Krieg in Ost- und Ostmitteleuropa. Dass im europäischen Gedächtnis insgesamt das Bild des Krieges von der Westfront und nicht von der Ostfront bestimmt wurde, hat zum einen mit der Kriegsentscheidung im Herbst 1918 im Westen zu tun, zum anderen aber damit, dass in Osteuropa die Erinnerung an den Krieg überlagert wurde durch die Kriegsfolgeereignisse der Russischen Revolution, der Bürgerkriege und der Nationalstaatsbildungen. Die sich neubildenden Staaten wie Polen und die nationalen Autonomiebewegungen der Tschechen, Slowaken, Kroaten, Letten oder Litauer und Esten verstanden den Krieg durchaus nicht als Katastrophe, sondern als Beginn einer Epoche, die das imperiale durch das nationale Staatenprinzip abgelöst und damit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker Bahn gebrochen habe. In ihnen wurde die Gewinnung oder Bewahrung nationaler Unabhängigkeit zum Bezugspunkt des eigenen Gedenkens.¹³ Im revolutionären Russland und in der späteren Sowjetunion fand das blutige Kräfteessen der imperialistischen Weltkriegsmächte gar keinen Platz im gesellschaftlichen Gedächtnis. Der russische Kriegsbeitrag gehörte nicht in die Traditionslinie der Sowjetunion und wurde gänzlich überlagert erst vom Kult um die revolutionären Helden mit Lenin an der Spitze und dann vom Gedenken an den Großen Vaterländischen Krieg gegen Hitlerdeutschland.

Die deutsche Nachkriegsgesellschaft wiederum stand vor der Aufgabe, die völlige Nutzlosigkeit der eigenen Anstrengungen, der alle Maßstäbe sprengenden Opferung

Feldpostbrief, Juni 1917, zit. b. Ulrich/Ziemann (Hg.), S. 27

Christoph Mick, Der vergessene Krieg – Die schwierige Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in Osteuropa, in: Rother (Hg.), Der Weltkrieg, S. 74-81.

von Gütern und Leben zu verarbeiten, also in unserer Sprache die „Sinnggebung des Sinnlosen“ zu betreiben. Diese Verarbeitung vollzog sich im Rahmen einer dreifachen Verlusterfahrung, die das Leben in der Nachkriegsgesellschaft bestimmte: des millionenfachen Verlustes an Menschen im Krieg selbst¹⁴, des Verlustes an bürgerlichen Besitzverhältnissen und sozialer Sekurität in der Inflation der Nachkriegsjahre und des Verlustes an Einkommen und Erwerbsmöglichkeiten in der Massenarbeitslosigkeit der Wirtschaftskrise seit 1929.¹⁵ Unter diesen Vorzeichen bildete sich im Nachkrieg in Deutschland keine parteiübergreifende Gedenk- und Trauergemeinschaft aus, sondern eine zerklüftete Erinnerungslandschaft, die von der völligen Verdrängung der Kriegs- und Leiderfahrung bis zur aggressiven geschichtspolitischen Mobilisierung, von der pazifistischen Verfemung bis zur bellizistischen Mythisierung des Kriegserlebnisses reichte. Dabei dominierte in den ersten Nachkriegsjahren ein eigentümliches Desinteresse an authentischen Schilderungen. Die Konjunktur der Kriegserinnerungen setzte erst zum 10. Jahrestag 1924 ein, der eine Zäsur im Umgang mit dem Weltkrieg markiert. Nachdem Deutschland bis dahin „von diesem verlorenen Krieg nichts mehr wissen (wollte)“¹⁶, wurde nun Ernst Jüngers nationalistischer Kriegsroman „In Stahlgewittern“ zum Fanal eines heroisierenden Umgangs mit dem Krieg, die nicht die traumatische Kriegserinnerung, sondern das verherrlichte Kriegserlebnis in den Mittelpunkt rückte.

Die zugleich anhaltende Fragmentierung der gesellschaftlichen Erinnerung zeigte sich prägnant in der Denkmalskultur. Zum zehnten Jahrestag des Kriegsbeginns riefen Reichspräsident und Reichskanzler dazu auf, endlich ein gemeinsames Ehrenmal der Kriegstoten zu schaffen.¹⁷

Der Erste Weltkrieg hinterließ nach heutiger Schätzung 9,5 Millionen Kriegstote

Geyer, S. 32

Gerd Krumeich, Konjunkturen der Weltkriegserinnerung, in: Rother (Hg.), Der Weltkrieg, S. 68-73, hier S. 69.

„Die im gewaltigen Ringen unseres Volkes Gebliebenen sind nicht vergessen. Überall in deutschen Landen hat der pietätvolle Sinn der Bevölkerung zahlreiche Ehrenstätten und Ehrenzeichen den Gefallenen errichtet, die ihr durch Gemeinschaft der Heimat, durch Beruf und Kameradschaft besonders nahe standen. Noch aber fehlt das Ehrenmal, welches das ganze deutsche Volk gemeinsam allen Gebliebenen schuldet. Deshalb rufen wir am heutigen Tage unsere Volksgenossen zur Sammlung für ein solches Denkmal auf. In schlichter undwuchtiger Form, aus freiwilligen Beiträgen geschaffen, soll dieses Ehrenzeichen der Trauer um das Vergangene zugleich die Lebenskraft und den Freiheitswillen des deutschen Volkes verkörpern.“ Berliner Volkszeitung, 3.8.1924; Ulrich/Ziemann, S. 134

Dazu kam es nicht. Nach der feierlichen Grundsteinlegung für ein nationales Ehrenmal am Ort der Schlacht von Tannenberg in Ostpreußen am 31. August 1924 konkurrierten jahrelang weitere nationale Gedenkplanungen etwa im Westen für eine Toteninsel bei Lorch im Rhein und in der Mitte Deutschlands für einen Heiliger Hain bei Bad Berka in Thüringen in der Diskussion waren.¹⁸ Hitler blieb es vorbehalten, die 1927 von Hindenburg eingeweihte Denkmalsanlage von Tannenberg 1935 zum Reichsehrenmal zu erheben, nachdem in der Spätphase der Weimarer Republik die preußische Regierung im Alleingang die Neue Wache in Berlin zum Ehrenmal für die Gefallenen des Weltkriegs erklärt hatte. Woran lag es, dass die Weimarer Republik anders als nahezu alle anderen kriegsbeteiligten Mächte kein gemeinsames Ehrenmal zustande brachte? Genannt wurde als Grund schon zeitgenössisch die regionale Konkurrenz des deutschen Föderalismus, die eine Einigung verhinderte. Viel wichtiger aber war die Fragmentierung der Erinnerung, auf die schon gleich nach Eberts und Marx' Aufruf auch das skeptische Presseecho hinwies.¹⁹ Schon die von der Reichsregierung initiierte parteiübergreifende Gedenkfeier zum zehnten Jahrestag des Kriegsausbruchs im August 1924 wurde zum Desaster und endete in einer wüsten Schlacht der aufeinander einschlagenden Kriegsnarrative: Die Republikflagge wehte neben Reichsflagge, Bayern verweigert Teilnahme, in Berlin werden die Feiern durch Pazifisten und Kommunisten gestört, gegnerische Demonstrantengruppen schlugen aufeinander ein.

Stattdessen wurden Einzelereignisse zu Feierorten, aber nicht Verdun und die Schlacht an der Somme, sondern Heldenorte einer historischen Stolzkultur, so die Schlacht bei Tannenberg, die seit 1919 als jährlicher Gedenkort gegen Weimar und Versailles installiert wurde; sich zu einem Siegerort mit Hindenburg an der Spitze wandelte und seit 1927 Reichsehrenmal wurde. Die umkämpfte Erinnerung illustriert in prägnanter Weise den Skandal, den Emil Julius Gumbels Vorschlag machte, ein in

Benjamin Ziemann, Die deutsche Nation und ihr zentraler Erinnerungsort. Das „Nationaldenkmal für die Gefallenen im Weltkriege“ und die Idee des „Unbekannten Soldaten“ 1914-1935, in: Helmut Berding/Klaus Heller/Winfried Speitkamp (Hg.), Krieg und Erinnerung. Fallstudien zum 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 2000, S. 67-91.

„Freilich, der Sinn dieses Gedenkens wird anders geartet sein bei denen, die den Krieg als barbarisches Überbleibsel aus einer versunkenen Zeit verabscheuen, denn bei jenen, die ihn *immer noch als verjüngendes Stahlbad preisen*. (...) Wird unter solchen Umständen eine gemeinsame Gedenkfeier möglich sein? Können die andersgearteten Zielbestrebungen gerade an diesem Tag zurücktreten hinter gemeinsamer Trauer? Die Reichsregierung hat zu solcher gemeinsamer Kundgebung aufgerufen (...). Aber schon bei der ersten Ankündigung der Regierungsabsicht ließen die ‚Vaterländischen Verbände‘ erklären, daß sie mit der Regierung Marx-Jarres-Stresemann kein gemeinsames Gedenken an die Kriegsoffer haben dürften.“ Vorwärts, 4.8.1924, zit. n. Ulrich/Ziemann, S. 135.

Heidelberg geplantes Kriegerdenkmal mit einer Kohlrübe statt einer Siegesgöttin zu krönen, und mehr noch die Rezeption von Erich Maria Remarques 1928 zuerst in Fortsetzungen in der Vossischen Zeitung veröffentlichter Kriegsroman „Im Westen nichts Neues“, der mit seinen zentralen Botschaften von der Sinnlosigkeit des Krieges, dem Elend des Kriegsalltags und der Unvermeidlichkeit der Niederlage ein Bestseller wurde (über 900.000 Verkaufsexemplare im ersten Jahr und Übersetzung in alle Weltsprachen) und zugleich erbitterte Gegenwehr hervorrief. Wie sich die Waage in der deutschen Öffentlichkeit neigte, zeigte das Aufführungsschicksal der Verfilmung von Erich Maria Remarques pazifistischem Kriegsroman „Im Westen nichts Neues“, dessen zeitweilige Absetzung die erstarkte Nazibewegung schon im Dezember 1930 erzwingen konnte, bis dann 1933 die Bücher des ins Exil gegangenen Remarque verbrannt wurden, der 1938 auch die deutsche Staatsangehörigkeit verlor – und nach 1945 trotz allen Bemühens nicht zurückerhielt.

Schauen wir auf die einzelnen Ingredienzien dieser Form der Vergangenheitsbesinnung, so lassen sich deren grundlegende Differenzen zu unserem heutigen Verständnis von Erinnerungskultur leicht herausheben. Erinnerung hieß im nationalen Denken der Weimarer Zeit *gezielte Mythenbildung*. Die galt für die Publizistik

„So erwachsen der Geschichtsschreibung dieses Krieges zunächst einmal drei Aufgaben: ein zusammengebrochenes Volk aufrichten, ihm den Glauben an sich selber wiedergeben, aus gemeinsam ertragenem Glück und Unglück deutschnationales Empfinden erwachsen lassen, das, die dunkelste Gegenwart durchstrahlend, den Weg zum neuen Aufstieg weist“.²⁰

wie für die fachwissenschaftliche Stellungnahme.

„Allgemein stehe ich auf dem Standpunkt, daß es zwecklos ist, bekannte bedauerliche Vorkommnisse und Erscheinungen zu leugnen. Es kommt m.E. vielmehr darauf an, den namentlich in heeresfeindlichen Kreisen auf fast alle unangenehmen Kriegerscheinungen ausgedehnten Begriff ‚Mißstände‘ auf ein richtiges Maß zurückzuführen. (...) Zu den hauptsächlichen Beschwerdegebieten (...) werde ich dann Stellung nehmen und sie, soweit als möglich, widerlegen bzw. auf ein sachliches und gerechtes Maß

George Soldan, Die deutsche Geschichtsschreibung des Weltkrieges - Eine nationale Aufgabe, 1914, zit. b. Ulrich/Ziemann (Hg.), S. 66

zurückzuführen versuchen, z.T. im Vergleiche mit unseren früheren Gegnern.“²¹

Als bekannte Beispiele dieser Mythenbildung lässt sich etwa neben der Dolchstoßlegende *der Langemarck-Mythos* anführen:

„Ein Totentanz von Jünglingen trat damals aus der zeitbedingten Schildrung des Chronisten zur ewigen Jugend hinüber, die zum mythischen Vermögen aller Völker gehört. (...) 12Kriegsfreiwillige Regimenter hatten die feindlichen Stellungen mit dem Deutschlandlied auf den Lippen gestürmt – dieses eine haftete im Gedächtnis der Menschen und packte immer wieder unsere Gedanken. Alle Generationen, die noch zum Opfer geboren sind, werden diesen Mythos weiterdichten – vollenden werden ihn nur Geschlechter, die diesem Todesgang einen Sinn geben: nur was uns Leben aufschließt, wächst in die Zukunft hinüber.“²²

Seine passende Ergänzung fand der mannhafte Trotz gegen das Siegerdiktat in dem Glauben, daß der Krieg nicht an der Front, sondern in der Heimat verloren worden sei. Die Legende vom Dolchstoß, den die durch die Wühlarbeit der Umsturzparteien entfachte Kriegsmüdigkeit und Aufständigkeit der kämpfenden Truppe versetzt habe, ist älter als Hindenburgs so berühmte wie verhängnisvolle Aussage vor dem Reichstagsausschuß im November 1919, in der der vernommene Heerführer sich auf das angebliche Zeugnis eines englischen Generals berief, daß die deutsche Armee von hinten erdolcht worden“ sei.²³ Schon am 26. Oktober 1918 fanden sich in der Presse Klagen über die ‘zusammengebrochene Heimatfront’²⁴, und selbst Friedrich Ebert feierte am 10. Dezember 1918 die heimkehrenden Truppen als „im Felde unbesiegt“.²⁵ Doch erst im Verlaufe des Jahres 1919 und mit der Enttäuschung über

Erich Otto Volkmann, zweiter Gutachter im Untersuchungsausschuss des Reichstages zur den Heeresmissständen, 2.2.1928, zit. n. Ulrich/Ziemann, S. 84

Hans Schwarz, Die Wiedergeburt des heroischen Menschen, 11.11.1928.

Stenographische Berichte über die öffentlichen Verhandlungen des Untersuchungsausschusses der Verfassungsgebenden deutschen Nationalversammlung, 15. Ausschuß, Berlin 1919, 14. Sitzung des 2. Unterausschusses, S. 701.

Deutsche Zeitung, 8.10.1918. Vgl. Petzold, Die Dolchstoßlegende. Eine Geschichtsfälschung im Dienst de deutschen Imperialismus und Militarismus, Berlin (O) 1963, S. 40.

„Kameraden, willkommen in der Deutschen Republik, herzlich willkommen in der Heimat, die sich nach Euch gesehnt hat; deren bange Sorge Euch ständig umschwebte. In diesem Augenblick, da wir Euch am heimatlichen Herde begrüßen, gilt unser erster Gedanken den teuren Toten. Ach, soviele

den versagten „Wilson-Frieden“ entfaltete diese Behauptung ihre ganze zerstörerische Kraft, als sie auf ein durch die Welle von rechts dramatisch verändertes Meinungsklima traf. Die Dolchstoßlegende wurde zum Mythos, der ein geschlossenes Deutungsmodell für die unverarbeitete Niederlage bereithielt und die Verantwortung für den deutschen Sturz in die Ohnmacht den „Novemberverbrechern“ und „Umsturzparteien“ der Linken und der Mitte auflud.²⁶

Einen weiteren Mythos beschwor die Kriegserinnerung in den Topoi der Gemeinschaft und des Reiches. Besonders im Kampf gegen die „Schmach von

kehren nimmer wieder. Hunderttausende ruhen im Feindesland in stillen Gräbern, andere Hunderttausende mußten vor dem Ende des Kampfes zurückkehren, zerfetzt und verstümmelt von feindlichen Geschossen. Ihnen allen, die sich für den Schutz der Heimat aufgeopfert haben, unseren unauslöschlichen Dank. Wir können ihren Opfermut nicht vergelten, und bloße Worte sind zu schwach, ihnen zu danken. Was wir ihnen an Taten der Dankbarkeit darbringen können, das wollen wir ihnen in Treue leisten. [-] Der Verbesserung des Loses der Kriegshinterbliebenen und Kriegsinvaliden galt des neuen deutschen Volksstaates erste Verfügung. Ihr seid dem gräßlichen Gemetzel glücklich entronnen. Froh begrüßen wir Euch in der Heimat. Seid willkommen von ganzem Herzen, Kameraden, Genossen, Bürger. Eure Opfer und Taten sind ohne Beispiel. Kein Feind hat Euch überwunden. Erst als die Übermacht der Gegner an Menschen und Material immer drückender wurde, haben wir den Kampf aufgegeben. Und gerade Eurem Heldenmute gegenüber war es Pflicht, nicht noch zwecklose Opfer von Euch zu fordern. Allen Schrecken habt Ihr mannhaft widerstanden - Mannschaften und Führer -, sei es in den Kreidefelsen der Champagne, in den Sümpfen Flanderns oder auf dem Elsässischen Bergrücken, sei es im unwirtlichen Rußland oder im heißen Süden. Unendliche Leiden habt Ihr erduldet, unvergängliche, fast übermenschliche Taten vollbracht, unvergleichliche Proben Eures unerschütterlichen Mutes Jahr um Jahr abgelegt. Ihr habt die Heimat vor feindlichem Einfall geschützt, Ihr habt Euren Frauen und Kindern, Euren Eltern den Mord und Brand des Krieges ferngehalten, Deutschlands Fluren und Werkstätten vor Verwüstung und Zerstörung bewahrt. Dafür dankt Euch die Heimat in überströmendem Gefühl. Erhobenen Hauptes dürft Ihr zurückkehren. Nie haben Menschen Größeres geleistet und gelitten als Ihr. Im Namen des deutschen Volkes tiefinnigen Dank und noch einmal herzlichen Willkommensgruß in der Heimat.“

„Wir wußten, was wir von unserem Heer, von der obersten und niederen Führung und nicht zuletzt vom Mann im feldgrauen Rock zu fordern hatten, und wir wissen, was sie geleistet haben, trotz der ungeheuerlichen Anforderungen an Truppe und Führung. Trotz der zahlenmäßigen Überlegenheit des Feindes konnten wir den ungleichen Kampf zu einem günstigen Ende führen, wenn ein geschlossenes und einheitliches Zusammenwirken von Heer und Heimat vorhanden gewesen wäre. Dann hätten wir das Mittel zum Siege gehabt, den zu erreichen wir den festen Willen hatten. Doch was geschah nun? Während sich beim Feinde trotz seiner Überlegenheit an lebendem und totem Material alle Parteien und alle Schichten der Bevölkerung immer fester in dem Willen zum Siege zusammenschlossen, und zwar desto fester, je schwieriger die Lage wurde, machte sich bei uns, obwohl wir zahlenmäßig unterlegen waren, Parteiinteressen im Innern geltend. [...] Die Heimat hat uns von diesem Augenblick an nicht mehr gestützt. Wir erhoben oft unsere warnende Stimme. Seit dieser Zeit setzte auch die heimliche Zersetzung von Heer und Flotte ein. Die Wirkung dieser Bestrebungen war der Obersten Heeresleitung während des letzten Kriegsjahres nicht verborgen geblieben. Die braven Truppen, die sich von der revolutionären Einwirkung fernhielten, hatten unter der Einwirkung der revolutionären Kameraden schwer zu leiden. [...] Unsere Forderung, strenge Zucht und strenge Handhabung der Gesetze durchzuführen, wurden nicht erfüllt. So mußten unsere Operationen mißlingen, so mußte der Zusammenbruch kommen; die Revolution bildete nur den Schlußstein. Ein englischer General sagt mit Recht: die deutsche Armee ist von hinten erdolcht worden. Wo die Schuld liegt, bedarf keines Beweises. – Das ist in großen Linien die tragische Entwicklung des Krieges, für Deutschland nach einer Reihe so glänzender, nie dagewesener Erfolge an zahllosen Fronten, nach einer Leistung von Heer und Volk, für die kein Lob groß genug ist.“ Hindenburgs Aussage vor dem Untersuchungsausschuß des Reichstages. 18.11.1919, Vossische Zeitung, 18.11.1919, Abend-Ausgabe

Versailles“, in der von allen Seiten verlangten Revision der Friedensbedingungen fand die Nation zu einer Art negativem Grundkonsens.

„Der Krieg schien Ende. Nun zeigt sich, daß er Anfang war. Er geht weiter. Nur die Fronten verengten sich. Der Feind heißt heute allein: Frankreich, das am Rhein und an der Weichsel steht. Im Kampfe mit diesem Feinde wird sich die neue Front Deutschlands schließen. Noch wissen wir nicht, welche Generation berufen ist. Der Mythos des großen Krieges aber wird in ihren Herzen lebendig sein, und die Gräber der Toten werden ihr den Weg zur neuen Freiheit weisen.“²⁷

Der Begriff der Erinnerung mobilisierte in der Weimarer Gesellschaft parteiübergreifend die heroische Erfahrung statt der schmerzhaften Erinnerung, und sie schuf dafür einen Begriff, der gezielt auf mythische Verklärung statt auf persönlichen Schmerz setzte: das Kriegserlebnis

„Wir wollen zum Erlebnis zurück. Wir suchen aus dem Geschehen, das hinter uns liegt, den Sinn, den es nicht mehr zu geben scheint. Wir suchen ihn in der Zukunft. Wir stellen die Frage an das Schicksal und wollen die Antwort. Wir brauchen uns ihrer nicht zu schämen; denn: was geschehen, war gut. (...) Noch wissen wir nicht, welche Generation berufen ist. Der Mythos des großen Krieges aber wird in ihren Herzen lebendig sein, und die Gräber der Toten werden ihr den Weg zur neuen Freiheit weisen.“²⁸

„Das Jahr 1914 war ein heiliges Jahr. Denn das Volk der Deutschen wurde in ihm Gemeinschaft. Im Blut und Schlamm des langen Krieges, in Blockade und Einsamkeit wurde der Wille der Selbstbehauptung schlaff. Man nennt uns heute ein betrogenes Volk. Aber der Betrug wird erst enden, wenn wir zu dem großen Erlebnis der mit Blut begonnenen Schicksalsgemeinschaft zurückfinden, als die wir den Krieg begonnen. Dem ewigen Erlebnis des Deutschtums. Zwischen Niedergang und Aufgang gestellt, sind wir verdammt und gesegnet, den Weg weiterzugehen, den wir seit Jahrhunderten gehen mußten. [-] Das Ziel dieses Weges aber ist: Deutschland. Das unabhängige und freie Deutschland, das sich im großen Kriege als die jüngste und stärkste Volkskraft bewährt hat und auch nach dem Kriege, besiegt und versklavt, das Leben und Wachstum Europas bestimmt und verbürgt. Das Deutschland von 1914 hatte den Willen zu seinem Schicksal. Das Deutschland von 1918 verriet ihn. Das kämpfende Deutschland war unbesieglich, bis das politische Deutschland dem Betrage erlag, den die demokratische Ideologie des Westens und die marxistische Ideologie des Ostens in gleicher Weise vorbereitet hatten, und auf den der deutsche Sozialismus hereinfiel.“ Werner Wirths, Das Erlebnis des Krieges, in: Arthur Moeller van den Bruck u.a. (Hg.), Die Neue Front, Berlin 1922, S. 78 f.

Werner Wirths, Das Erlebnis des Krieges, 1922, zit. n. Ulrich/Ziemann (Hg.), S. 164 Ebenso Ernst Jünger: „Der Krieg ist es, der die Menschen und ihre Zeit zu dem machte, was sie sind. Ein Geschlecht wie das unsere ist noch nie in die Arena der Erde geschritten, um unter sich die Macht über sein Zeitalter auszuringen. Denn noch nie trat eine Generation aus einem Tore so dunkel und gewaltig wie aus dem dieses Krieges in das lichte Leben zurück. Und das können wir nicht leugnen,

„Todüberwinder im Taumel der Begeisterung, wenn Fahnen flattern und Signale jauchzen, wenn nervenpeitschend die Schlegel auf dem Kalbfell dröhnen, die hat die Welt schon tausendfach gesehen. Doch Überwinder des Grauens und der Furcht, die in schmalen Gräben ausharren, wenn alle Höllen toben, von giftgelbem Gas umschwelt – ohne den Feind zu sehen -, die wuchsen aus des Weltkriegs dunkelen Gefilden titanenhaft empor zu einer Heldenschar, wie nimmer sie ein Volk sein eigen nannte.“²⁹

Die dahinter stehende Denkhaltung verstand in dem schon von Münkler angesprochenen Geschichtsdenken Leiderfahrung nicht als Mahnung, sondern als Vermächtnis. Sie buchte die Blutmühlen des Weltkriegs in eine auch Nachahmung und Verpflichtung setzende mimetische Stolzkultur und nicht wie wir nach Holocaust und zweitem Weltkriegsinferno in eine kathartische Schamkultur:

„Was sind alle Kirchhöfe des Friedens gegen diese Gräber des Krieges! Marmorgrabstätten der Erbgrabstätten vergehen vor der schiefgenagelten Armseligkeit der Zweig- und Lattenkreuze der Fronten; kranzüberlastete, marmoreingefaßte Hügel der Heimatkirchhöfe zerfallen vor zusammensinkenden, schmucklosen Hügeln weit, wegfern in den Kornfeldern Frankreichs, in den Wiesen Flanderns und den Endlosigkeiten russischer Einöden.

Die bewußte Freiwilligkeit des Opfertodes, die Gemeinsamkeit des Todes und eines Gedankens birgt etwas Überwältigendes. Dem Daheimgebliebenen kann es in seiner Größe und Herbheit, in seiner Selbstverständlichkeit und Bescheidenheit gar nicht zum Bewußtsein kommen, weil er diesem Tode nie gegenübergestanden hat. Das erst, das gemeinsam-gleichmäßige Erleben und die allen gleichmäßig geltende Dauernähe des Todes, das erst schweißst und

so gern manch einer wohl möchte: Der Krieg, aller Dinge Vater, ist auch der unsere; er hat uns gehämmert, gemeißelt und gehärtet zu dem, was wir sind. Und immer, solange des Lebens schwingendes Rad noch in uns kreist, wie dieser Krieg die Achse sein, um die es schwirrt. Er hat uns erzogen zum Kampf, und Kämpfer werden wir bleiben, solange wir sind.“ Ernst Jünger, *Der Kampf als inneres Erlebnis* (1922), Berlin 1938, S. 1 f.

hämmer die Herzen in eins uns senkt in sie jenes tiefe Mitfühlen und ganze Verstehen, das mit der Kargsamkeit weniger Worte alles zu sagen weiß.“³⁰

Auf der Bühne der mimetischen Gedenkkultur treffen wir dieselben Figuren wie auf der Bühne der kathartischen Gedenkkultur unserer Tage. Selbst der kündende Zeuge ist vertreten, den wir als Zeitzeugen kennen, aber er erscheint in der Rolle des Blutzengen. Und wo der Zeitzeuge uns Leiderfahrung mitteilt, damit es nie wieder geschehe, beschwört der Blutzzeuge die Zeitgenossen, dass sein Opfer nicht umsonst gewesen sein möge:

„Die heilige Unruhe des früh vergossenen Blutes treibt auch uns, die Lebenden, an, das Reich zu vollenden. (...) Stärker werden die Chöre der Feldgrauen. Überall ist das Reich, und überall schimmern seine Blutzengen. So glänzt sein Himmel, und seine Toten leuchten wie Sterne. So blitzt es von Ur zu Ur als Zeichen des Bundes, von den Toten zu den Lebendigen, zu uns, den Deutschen. Laßt uns schweigen und sinnen: ‚Pflanzt die Säulen des Reichs/ In die Verwesung der Welt!‘“³¹

Wie heute fragten sich allerdings auch damals schon die Nachlebenden, ob aus dem Geschehen eine unverrückbare Lehre zu ziehen sei. Der bedeutende Bildungstheoretiker Erich Weniger des Kriegs stellte mit Recht fest, dass es offenbar keine echte Erinnerung gäbe, sondern nur sehr gegensätzliche Lehren mit den ‚Erfahrungen des Weltkriegs‘.³² Wohl aber manifestierte sich eine lehrhafte Erinnerung an den Krieg auf anderem, praktischem Feld, nämlich in militärischer Hinsicht. Entsprechend dem von Wolfgang Schivelbusch und Reinhart Koselleck formulierten Gedanken, dass geschichtliche Niederlagen die zukünftige

Franz Schauwecker, Im Todesrachen. Die deutsche Seele im Weltkriege. Halle 1919, S. 372.

Josef Magnus Wehner, Langemarck. Ein Vermächtnis, 10.7.1932, gesprochen an allen deutschen Hochschulen zur Stunde der Übernahme des Gefallenen-Friedhofs in Langemarck durch die Deutsche Studentenschaft, zit. n. Ulrich/Ziemann (Hg.), S. 185 f.

„Es rechtfertigen sich gegensätzliche Lehren mit den ‚Erfahrungen des Weltkriegs‘, ja es gibt heute wohl keine Meinung, die nicht imstande wäre, irgendein Argument aus dem Bereich des Krieges beizubringen. So ist zu fragen, ob es überhaupt eindeutige Lehren aus dem Krieg gibt, etwa ‚nie wieder Krieg‘, wie die einen, ‚Nationalismus‘ wie die anderen sagen, und weiter noch, ob es überhaupt Lehren des Krieges für die Arbeit des Friedens geben kann. (...) Das Ergebnis ist, daß in der Breite eine ‚fausse reconnaissance‘ vorhanden ist, der gegenüber man fragen muß, ob es überhaupt eine *echte* Erinnerung an den Krieg gibt und wie man zu dieser gelangen kann.“ Erich Weniger, Das Bild des Krieges, 1929, zit. n. Ulrich/Ziemann (Hg.), S. 163.

Innovationskraft mehr stärken als Siege³³, modernisierte die deutsche Seite ihre militärstrategischen Konzepte rascher als die Ententemächte. So verharrte die französische Militärdoktrin auf einem historischen Analogiedenken, das den Zukunftskrieg als Wiederholung der nationalen Mobilisierung von 1914 konzipierte und daher rüstungstechnisch auf ein lineares Defensivkonzept setzte, das auf die Maginot-Linie als Bollwerk der Landesverteidigung ausgerichtet war. In der deutschen Militärstrategie hingegen war das lineare Raumverständnis bereits unter Ludendorff 1918 durch eine Vorschrift für den Angriff im Stellungskrieg abgelöst worden, das den Vormarsch in linearen Ketten durch den flexiblen und tief gestaffelten Ansturm ablöste. Sie beruhte auf einer revolutionären Änderung der Raumvorstellung, die den bisher linear gedachten Raum der militärischen Operation nunmehr netzförmig verstand und über Verkehrsknotenpunkte, Flughäfen, Nachschubdepots und rückwärtige Befehlsstellungen statt in breiter Fläche zu erobern plante. Während die französische Siegermacht auf die im Krieg bewährte Linienverteidigung setzte, stellte die deutsche Militärdoktrin auf raumgreifende Offensivoperationen von motorisierten Angriffsverbänden ab, für die neben der Entwicklung von aufeinander bezogenen Waffensystemen wie Panzer und Sturzkampfbomber vor allem die Erhöhung der operativen Kommunikationsgeschwindigkeit durch innovative Panzerausrüstung mit UKW-Sprechfunk ausschlaggebend wurde.³⁴ Welche Durchschlagskraft diese Verwandlung der Erinnerung an die Niederlage in die Doktrin eines auf Tempo und Beweglichkeit statt auf klassische Raumsicherung gegründeten Zukunftskriegs in sich barg³⁵, sollte sich 22 Jahre später im „Blitzkrieg“ gegen Frankreich erweisen und damit zugleich den ungebrochenen Mythos deutscher Militärüberlegenheit nähren, die 1918 nur durch politischen Verrat untergraben worden sei.

Die NS-Bewegung selbst fand im kriegsbezogenen Erinnerungskult ihr vielleicht stärkstes Legitimationsmittel. Hitler selbst, der ungewöhnlich hoch dekorierte Weltkriegsgefreite, stellte sich von der Kleidung in die schlichte Uniform des einfachen Soldaten bis zur propagandistischen Gegenüberstellung von Marschall

Reinhart Koselleck, Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze, in: ders., Zeitschichten. Studien zur Historik, Frankfurt am Main 2000, S. 27-77.

Stefan Kaufmann, Raumrevolution – Die militärischen Raumauffassungen zwischen Erstem und Zweitem Weltkrieg, in: Rother (Hg.), Der Weltkrieg, S. 42-49.

„Denken, Befehlen und Handeln müssen der Schnelligkeit des Motors und den besonderen Bedingungen der Technik entsprechen, sonst gehen alle Vorteile verloren.“ Heinz Guderian, Panzer Marsch, S. 44.

und Gefreitem etwa am sogenannten "Tag von Potsdam" als Exponent einer Bewegung, die die „Ehre des Frontsoldaten“ wiederherstellen wollte. Der Nationalsozialismus wertete die Kriegsbeschädigten symbolisch in gleichem Maße öffentlich auf, wie ihnen insgeheim bisherige materielle Vergünstigungen wie Freifahrten in der Reichsbahn entzogen wurden. Am 21. März 1933 dekorierten effektiv in ihren Rollstühlen aufgereichte Kriegsinvaliden den Einzug von Hindenburg und Hitler in die Potsdamer Garnisonkirche; bei sportlichen Wettkämpfen und besonders zu den Olympischen Spielen 1936 in Berlin wurden ihnen Ehrenplätze in den Sportstadien zugewiesen.³⁶

Mit der politischen Gleichschaltung verband sich auch eine Vereinheitlichung der Kriegserinnerung, die dezidiert die bisherige Fragmentierung der „Systemzeit“ und ihres Parteiengzänks in eine gemeinsame kulturelle Erinnerung überführte und dies als Überwindung schlechter Individualität feierte, wie wiederum der vom Saulus zum Paulus gewordene Geschichtsdidaktiker Weniger zum Ausdruck brachte:

„Die Zeit der willkürlichen Kriegserinnerungen ist vorbei. (...) Es wird von nun an von entscheidender Bedeutung zu wissen, was zu gelten habe von den millionenfachen Erinnerungen, die sich auf unendlich viele Lagen in dem gewaltigen Raum des Weltkrieges beziehen, was also als Erfahrung anzusprechen sei gegenüber dem bloß zufällig Geschehenen und Erinnernten. (...) In der Wiedereinführung der Wehrpflicht liegt eine solche Entscheidung vor, die es ermöglicht, Ordnung in das Chaos der Erinnerungen zu bringen, aus ihnen die echten Erfahrungen zu gewinnen und in die Überlieferung der Heeres- und Volkserziehung einzuschmelzen.“³⁷

Charakteristisch für die nationalsozialistische Kriegserinnerung war das Paradigma der Kontinuität, das die eigene Herrschaft als Wiederherstellung, Wiedererrichtung und Wiederkehr des alten Zustandes begriff und den Krieg gar nicht in die Vergangenheit entließ, sondern sich als dessen Fortsetzung verstand.

Krumeich, Konjunkturen der Weltkriegserinnerung, S. 71 f.

Und weiter: „Es fehlte der ordnende Bezug der Erinnerungen auf ein fragloses Ziel, von dem aus einen Sinn hat, sich zu erinnern, es fehlte die strenge Bindung an Aufgaben, die uns zwingt, der Erinnerung Erfahrung abzugewinnen, es fehlte die Idee, die wie ein Magnet alle Kräfte des erlebten Lebens zusammenschießen läßt. [-] Ohne solche Entscheidung, wie sie nun heute vorliegt, ergab sich eine hoffnungslose Gegensätzlichkeit in der Deutung des Krieges.“ Erich Weniger, Kriegserinnerung und Kriegserfahrung, 1935, zit. n. Ulrich/Ziemann (Hg.), S. 195 f.

„Der Marsch, den der deutsche Soldat am 2. August begann, ist noch nicht zu Ende. (...) Die Begeisterung muß jetzt in Dienstbereitschaft umgewandelt werden. Das kriegerische Mannstum muß als Richtmaß für jede politische Tat seine volle Geltung erhalten. Der Schutz des gemeinsamen Lebensraumes ist der oberste Staatszweck und die höchste denkbare politische Leistung. Nach diesem Gesetz ist der Soldat des Jahres 1914 angetreten. Er wird marschieren, bis dieses Gesetz erfüllt ist.“³⁸

Die Epoche von 1914 bis 1939 wurde in diesem Denken zu einer kriegerischen Einheit:

„Mit dem Ausbruch des Weltkriegs setzte eine Revolution ein, die das alte Europa zum Einsturz brachte. Wir blicken auf den 2. August 1914 nicht mit den Gefühlen zurück, die das Geschlecht vor uns beseelten, wenn vor seinen Augen die Erinnerung an den Einigungskrieg von 1870/71 aufstieg. Denn für uns der Weltkrieg keine Vergangenheit, sondern der Beginn einer Entwicklung, in der wir heute stehen und die noch völlig im Fluß ist. Denn dem Weltkrieg folgte der Nachkrieg, die Fortsetzung des Waffenkampfes mit anderen Mitteln.“³⁹

B. DER ERSTE WELTKRIEG IM BLICK DES ZWEITEN

In diesem Sinne wurde der gegen Frankreich gerichtete Westfeldzug 1940 als rasante Wiederholung des Ersten Weltkriegs inszeniert und erlebt, in der in rauschhafter Geschwindigkeit die deutschen Truppen in 46 Tagen erst alle Orte wiedererobert hätten, die sie 1914/15 bereits einmal besetzt hatten, und dann auch die, die sie damals nicht erobern konnten. Die französische Kapitulation als Revision von Versailles inszeniert, in der Hitler den Kapitulationswaggon vom 11.11.1918 aus dem Museum von Compiègne holen und wieder in dem Wald aufstellen lässt, in dem damals Erzberger den Waffenstillstand unterzeichnet – nur, dass diesmal Hitler auf

Völkischer Beobachter, 2.8.1933.

„Wen der Deutsche noch vor wenigen Jahren im 2. August 1914 nur den Beginn eines unaufhaltsam erscheinenden Niederganges sah, so werten wir ihn heute im Bewußtsein unserer Selbstsicherheit und unerschütterlichen Stärke als den Anfang eines neuen Zeitalters, dessen Gesetz die wirkliche Rangordnung der Werte ist und damit dem deutschen Volk Aufgaben zuspricht, die seiner Kraft und Leistung entsprechen.“ Vor 25 Jahren. Aufbruch zum Weltkrieg, in: Völkischer Beobachter, Norddeutsche Ausgabe, 30.7.1939

dem damaligen Stuhl von Foch Platz nimmt. Am 2. Juni 1940 besucht Hitler den Soldatenfriedhof von Langemarck und kommentierte der VB: „Das andere, das zweite Langemarck hat sich erfüllt. An der Stätte gewaltigsten Opfers deutscher Jugend kommt der Tag des größten deutschen Sieges herauf“.⁴⁰ In seiner Reichstagsrede vom 19. Juli 1940 erklärte Hitler dementsprechend:

„Die Schande, die vor 22 Jahren im Wald von Compiègne ihren Ausgang nahm, ist an gleicher Stelle gelöscht.“⁴¹

So stellte der Weltkrieg in der nationalsozialistischen Politikwelt mehr das Reservoir der Zukunftsorientierung vor als ein auf die Vergangenheit bezogener Erinnerungsort. Begriffe wie „Strafexpedition“, „Konzentrationslager“, „totaler Krieg“ machen die gedanklichen Anleihen beim Ersten Weltkrieg im Zweiten anschaulich. Gleiches gilt für die Bezeichnung „Generalgouvernement“ - sie entstand in Anlehnung an das während des Ersten Weltkrieges durch das Deutsche Reich militärisch verwaltete Generalgouvernement Warschau. Der Erste Weltkrieg dient im Zweiten Weltkrieg von deutscher Seite als Lernfolie: Blitz- statt Stellungskrieg, ausreichende Ernährung durch Ausbeutung statt Steckrübenwinter, Durchkämmung der besetzten Länder nach Archivmaterial über den I. Weltkrieg. In der Berichterstattung zum 25. Jahrestag wurde der Krieg daher nicht als Vergangenheit begriffen, sondern im Gegenteil als Auftakt der Gegenwartsepoche, deren politisch-kulturelles Kraftzentrum von der Idee des Staates zum Paradigma des Volkes gewechselt war:

„Voller Verzweiflung blickten sie [die schwachen Nachfahren Bismarcks;M.S.] in die Hoffnungslosigkeit der Zukunft. Stark und gewaltig aber erhob sich in diesem Augenblick der höchsten Gefahr der Geist des deutschen Volkes. Während der Zweifel die Herzen der Staatsmänner beschlich, erfüllte die Seele der Nation der Glaube an die deutsche Kraft und das deutsche Recht. (...) Damit aber wurde der Krieg zum Samen der Zukunft.“⁴²

Zugleich aber blieb eine populäre Kriegsangst erhalten, die beim Einmarsch ins Rheinland und in der Sudetenkrise von nationalsozialistischer Seite als

VB, 2.6.1940, zit. n. Brandt, S. 245.

Brandt, S. 244.

Fritz Zierke, Vor 25 Jahren: Der Aufbruch zum Weltkrieg, in: Völkischer Beobachter, Norddeutsche Ausgabe, 2.8.1939

„Kriegspsychose“ wahrgenommen wurde. Beim erneuten Kriegsausbruch war die Stimmung eher gedrückt als jubelnd und dies ebenso schon zuvor 1935 bei der Wiedereinführung der Allgemeinen Wehrpflicht:

„Die Verkündung der allgemeinen Wehrpflicht hat bei der großen Masse der Indifferenten mehr eine lähmende Wirkung als eine begeisterte Aufnahme ausgelöst. Die erste Wirkung der Bekanntmachung war ähnlich wie beim 1. August 1914 bei der Bekanntgabe der allgemeinen Mobilmachung ein spürbarer Schock. In den Erörterungen über das Thema bricht immer wieder die Sorge vor dem neuen Krieg durch.“⁴³

Allerdings gilt es hier zu differenzieren: Besonders die Kriegsjugendgeneration, die - zwischen 1900 und 1910 - geboren, den Krieg als Großes Spiel erlebt hatte, von dem sie ausgeschlossen war, verherrlichte das Kriegserlebnis und legte so eine Grundlage für die Generation des Unbedingten, als die Michael Wildt die nationalsozialistische Führungselite beschrieben hat:

„Die Begeisterung war in den ersten Tagen nach dem 16. März [Einführung der Wehrpflicht 1935] ungeheuer, besonders bei der Jugend. Gewissenhafte Leute, die den 1. August 1914 miterlebt haben, meinen, daß der 16. März der Stimmung von damals vollkommen entsprach.“⁴⁴

C. DIE ERINNERUNG AN DEN ERSTEN WELTKRIEG IN DER NACHKRIEGSZEIT

In der Nachkriegszeit galt „Versailles“ als das zentrale Argument für die alliierte Schuld am Aufstieg Hitlers und am Zweiten Weltkrieg. So stand zum 50. Jahrestag 1964 nicht das konkrete Kriegserleben im Zentrum, sondern allein die diplomatische Entwicklung hin zum Kriegsausbruch, die zu diesem Jubiläum ganz im Bann der von dem Hamburger Historiker Fritz Fischer ausgelösten und in der etablierten Historikerkunft, aber auch in der staatlichen Gedenkpolitik heftig bekämpften Kontroverse um die deutsche Kriegsschuld. Unabhängig von ihrer Beantwortung wurde in der Gedenkpraxis das heroisierende Narrativ vermieden, aber auch noch nicht durch ein viktimistisches ersetzt. Übrig blieb eine erinnerungskulturelle Leerstelle. Daher blieb das Kriegsgedenken ganz im Rahmen staatlicher Politik einst

Deutschland-Berichte der Sopade, 1935, zit. n. Ulrich/Ziemann (Hg.), S. 203

Deutschland-Berichte der SoPaDe, 1935, zit. n. Ulrich/Ziemann (Hg.), S. 204

und jetzt, und die Erinnerungsartikel der überregionalen Presse wurden etwa so betitelt.:

„Der Ausbruch des Weltkriegs. Bevor die ersten Schüsse fielen ... Trotz der diplomatischen Verwicklungen in der Julikrise 1914 glaubten die meisten Menschen noch immer nicht an Krieg“.⁴⁵

Daher kannte die Zeit einer abstrakten Erinnerung auch noch nicht die Institution des Zeitzeugen, selbst wenn er so prominent gewesen wäre wie der Bundeskanzler:

Zum 50. Jahrestag des Kriegsausbruchs formulierte Kanzler Erhard entsprechend „fünf Grundsätze (...) für eine Friedenspolitik“, in denen er das Misstrauen und übersteigertes Machtbewusstsein als Ursachen des Kriegsausbruchs geltend machte.⁴⁶ Er selbst wurde nicht als Zeitzeuge dargestellt, sondern nur verschämt und mehr der Aufrichtigkeit halber in seiner damaligen Kriegsteilnahme abstrakt erwähnt: „„Zum 50. Jahrestag des Ausbruchs des ersten Weltkrieges hat Bundeskanzler Ludwig Erhard, selber Teilnehmer jenes Krieges, ein Friedensprogramm entwickelt.“⁴⁷

Der erinnernde Umgang musste abstrakt bleiben, weil er in der konkreten Erinnerung zu der Unterscheidung von Freund und Feind, Täter und Opfer hätte führen können – der Zeitzeuge als Leidzeuge hätte damals noch nicht eine europäische Gesamtfigur abgegeben, sondern eine nationalistische Fortsetzung der kriegerischen Unversöhnlichkeit. Der Weltkrieg bleibt daher ein abstrakter Lernort und Gegenmodell, als gleichsam falscher Erinnerungsort ohne Zeitzeugenschaft, um die europäische Versöhnungsbotschaft nicht zu gefährden. Im Bericht der Welt zum 50. Jahrestag steht die „Versöhnung über Gräbern“ von Verdun im Jugendlager mit „Trikolore und Bundesflagge“ im Vordergrund:

„Sie [die ersten Jugendlager] sind inzwischen zu einer Institution geworden, die einen völkerverbindenden Akzent setzt – einen Akzent besonderer Art, der um so eindrucksvoller ist, als ihm die deklamatorische Absicht der organisierten Bewegung fehlt. Besser als Worte wird immer die praktische

So der Titel eines Beitrags von Albert Wucher, in: Süddeutsche Zeitung, 31.7.1964.

Erhard will Entspannung mit Moskau. Fünf Grundsätze des Kanzlers für eine Friedenspolitik, in: Die Welt, 1.8.1964.

Ebd.

Tat der Versöhnung dienen. Konsequenz ermahnen die Verantwortlichen des Volksbundes die Freiwilligen zu taktvoller Zurückhaltung gegenüber der französischen Bevölkerung. Sie warnen mit Recht vor zudringlicher Anbiederung und vorlautem Versöhnungseifer. (...) Es ist eine Sache des Gefühls, den rechten Ton zu treffen. Aber Haltung und Beispiel dieser Jugend sind so, daß es in vielen Fällen die Franzosen sind, die den ersten Schritt tun und den Kontakt suchen. Besonders die ältere Generation, die noch den ersten Krieg in Erinnerung hat, und die Jugend Frankreichs haben die nationalistische Vergangenheit weit hinter sich gelassen.“

Die Erinnerungskultur dieser Jahre rühmte daher im Sinne der Nachkriegszeit und ihrer Kahlschlagpoesie den Idealismus der Versöhnungsaktivisten, den sie „schamhaft unter einem äußeren Panzer von illusionsloser Kritik und strenger Nüchternheit (verbergen)“. Vom Erinnerungsort der Schlachtfelder des Ersten Weltkriegs kehren Menschen heim, die nicht ihre Erinnerung ausleben, sondern an Gesittung gewonnen haben, nicht rückwärtsschauen, sondern überhaupt erst moralische Maßstäbe gewonnen haben:

„Aber (...) weit über die Hälfte kehrt nach zweieinhalb Wochen tief beeindruckt, dauerhaft überzeugt von der Sinnlosigkeit des Krieges und durch die Begegnung mit ihm staatsbürgerlich geformt in die Heimat zurück. Das ist, so scheint uns, eine Bilanz, die sich sehen lassen kann. Es sind nicht nur die bösen Disteln der Erinnerung, die im verbrannten Boden von Verdun Wurzeln schlagen. Die mißhandelte Erde (...) setzt den ersten Humus einer menschlichen Gesittung an, der zartere Pflanzen – die der Versöhnung und der Duldsamkeit – nährt.“⁴⁸

In der Fachwelt und besonders auf dem Berliner Historikertag ebenfalls 1964 hatte sich in dieser Zeit längst die These Fischers von der erheblichen Mitverantwortung der deutschen Politik am Ersten Weltkrieg etabliert, die Fischer selbst später zur Alleinschuldthese zuspitzte und die im Laufe der siebziger und achtziger Jahre zur historischen Meistererzählung aufstieg. Doch der Erste Weltkrieg blieb auch weiterhin ein abstraktes und überdies Datum, das gerade in der Schuldfrage ein national verengtes Geschichtsdenken favorisierte. Der 75. Jahrestag 1989 verstrich

Heinz Barth, Fünf Jahrzehnte danach. Die Disteln des Douaumont. Junge Menschen pflügen Kriegsgräber, in: Die Welt, 1.8.1964.

ohne näherer Erinnerung. Allein die *Süddeutsche Zeitung* erinnerte in einem *Streiflicht* an den vergessenen Krieg und sorgt sich darum, dass er immer noch in einer falschen Traditionslinie steht:

„In den Ersten Weltkrieg soll Europa ganz einfach hineingeschlittert sein. (...) Aber am Jahrestag der Stunde, in der Wilhelm II. vom Säbelrasseln zum Säbelfechten überging, darf darüber nachgedacht werden, ob das bei uns Tradition gewesene Bild der damaligen Vorgänge endlich allgemein als schief, als einseitig erkannt wird.“ Die richtige, aber nicht allgemein akzeptierte Traditionslinie fand die *Süddeutsche Zeitung* in der Kontinuitätsperspektive, die den I. Weltkrieg in die kathartische Erinnerungstradition integriert, in deren Zentrum der Holocaust steht: „Die Folgen des heißen Sommers 1914 sind bekannt. (...) Ohne den 1. August 1914 kein 1. September 1939. Doch in beiden Fällen wäre die deutsche Aggression nicht ohne einen breiten Konsensus möglich gewesen. Kaiser Wilhelm und Hitler waren keine Einzeltäter. Hinter beiden stand eine quer durch alle sozialen Schichten entsprechend motivierte Nation.“⁴⁹

D. DER GEGENWARTSWANDEL VON DER ALLEINSCHULDANKLAGE ZUM GEMEINSCHULDBEKENNTNIS

So hätte es bleiben können. Die politisch so missbrauchte Erinnerung an den unseligen Krieg schien bis vor kurzem in Deutschland wie auch im ost- und ostmitteleuropäischen Bereich fast völlig verblasst und überformt. Staunend sahen Deutsche jedes Jahr am 11. November in London Menschen mit der Mohnblumen-Abzeichen auf den Straßen, verblüfft verfolgten sie die nie unpopulär gewordenen und rituell erschöpften Feiern am Xenotaph in London am Remembrance Sunday oder zum jour de l'armistice in Frankreich und standen sie vor den Kränzen mit künstlichen Mohnblumen, die an den Denkmälern des Ersten Weltkriegs in Frankreich immer noch niedergelegt werden.

Der I. Weltkrieg war noch in der Berliner Republik der 2000er Jahre ein vergessener Erinnerungsort, und nicht spiegelt es bis heute so sehr wie die Neue Wache in Berlin,

⁴⁹ Das Streiflicht, in: *Süddeutsche Zeitung*, 1.8.1989.

die Ende der zwanziger Jahre als Reichsehrenmal für den Ersten Weltkrieg entstand, dann von der DDR als Denkmal der Opfer imperialistischer Kriege umgestaltet wurde und heute als Sammelgedenkstätte für die „Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft“ im allgemeinen Gedächtnis besonders an die Leiden unter der NS-Herrschaft erinnert. Ebenso war die Ausstrahlung der Holocaust-Serie 1979 ein bis heute erinnertes einschneidendes Medienereignis, während die aufwendige Koproduktion des deutschen und französischen Fernsehens „La Grande Guerre/1914-1918/Der Erste Weltkrieg“ vollkommen aus der gesellschaftlichen Erinnerung verschwunden ist.

Innerhalb kürzester Zeit scheint sich diese Situation in geradezu unheimlicher Geschwindigkeit und Radikalität verkehrt zu haben. Schauen wir in die Publizistik unserer Tage ebenso wie auf den fachlichen Output des diesjährigen Weltkriegsjubiläums, so muss man feststellen, dass sich der Große Krieg plötzlich und triumphal von einem vergessenen zu einem höchst lebendigen Erinnerungsort verwandelt worden ist. Der Weg vom Vergessen zum Erinnern hat mit atemberaubender Selbstverständlichkeit dieselbe Kriegsschuldthese einkassiert, um die in Fach und Öffentlichkeit jahrzehntelang die erbittertsten Grabenkämpfe ausgetragen worden. Man sieht mit Staunen, wie bei nur zaghafter Gegenwehr einzelner Alt-Fischerianer eine empirisch glänzend belegt scheinende Deutungssäule der weiteren Zeitgeschichte lautlos gegen eine andere ausgetauscht wurde, ohne dass neue Quellenbefunde diesem Stellungstausch fachliche Legitimation gegeben hätten.⁵⁰

Wenn man die Publizistik zum 90. Jahrestag durchmustert, kann man allerdings schon erkennen, dass dieses Narrativ keine öffentliche Alleingeltung mehr besaß, sondern zunehmend aufweichte. Zum 100. Jubiläum lautet das vorherrschende Narrativ und in den Arbeiten von Christopher Clark, Oliver Janz, Herfried Münkler, und Jörn Leonhard abgestützte Narrativ etwa so: Der Erste Weltkrieg war ein weltgeschichtliches Unglück, das niemand wollte, aber auch nicht energisch zu verhindern fähig war. Alle Opfer eines Krieges, dessen Dimensionen niemand ahnte

Noch 20014 formulierte ein Leitessay zur Weltkriegsausstellung des DHM autoritativ: „Von einem Hineinschlittern in den ‚Weltenkampf‘, wie manche Zeitgenossen befanden, kann keine Rede sein. Vor allem Deutschland und Österreich-Ungarn betrachteten den Krieg als die vielleicht letzte Gelegenheit, die eigene Position zu verbessern. ‚Jetzt oder nie‘, solche Äußerungen des Kaisers oder des Generalstabschefs Moltke bestimmten das Handeln. Die langfristigen Ursachen für den Krieg lagen zwar in den imperialen Ansprüchen aller Großmächte begründet – kurzfristig aber wurde er durch die deutsche Spekulation provoziert, mit dem Schlieffen-Plan den Sieg im Zweifrontenkrieg erzielen zu können.“ R. Rother, in: ders. (Hg.), Weltkrieg, S. 98.

und dem alle wenngleich in unterschiedlicher Weise zum Opfer fielen. Gerade darum darf er nicht vergessen werden, weil er eine historische Lernchance bietet, die beispielhaft in der EU wahrgenommen, in anderen Ländern wie Türkei oder Russland aber sträflich ausgeschlagen wurde.

Wie konnte es dazu kommen, und wie lässt sich dieser doppelte Wechsel vom Vergessen zum Erinnern und von der Alleinschuld zur Gemeinschaft erklären?

Ersehnte Selbstentlastung?

Gerade die entmachteten Meistererzähler des Kriegsschuldagers bedienen sich gerne einer traditionellen Denkfigur, die Christopher Clarks Gegenkonzept der europäischen Schlafwandler als ersehnte Selbstentlastung der zu neuem Selbstbewusstsein erwachten Deutschen erklärt und zugleich diskreditiert:

„Im mächtigeren Deutschland vergeht die Vergangenheit nun noch rascher. (...) Während für deutsche Verbrechen nur noch mit kleiner Münze gezahlt wird, wächst das moralische Gewicht der ‚Schuldensünden‘ – der andern.“⁵¹

Ich halte diese Erklärung für kurzschlüssig. Sie widerspricht dem offenkundigen Befund, dass dieselbe Öffentlichkeit wenige Monate zuvor noch zum 80. Jahrestag der nationalsozialistischen Machtergreifung 1933 mit gleicher Intensität an die „zerstörte Vielfalt“ der deutschen Barbarei erinnert hat. Die Entlastungsvermutung ist ihrerseits in einem sehr nationalgeschichtlichen Denkmuster befangen, wenn sie unterstellt, dass europäische Schuldenerweiterung zu nationaler Schuldentlastung führe. Sie wiederholt eine Kritik, die zunächst an der Ausweitung des Opferbegriffs auf die Deutschen selbst im Kontext von Krieg und Vertreibung seit den neunziger Jahren und etwa gegenüber Jörg Friedrichs polemischem Buch „Der Brand“ vorgebracht wurde und auf einer falschen Täter-Opfer-Relation beruht.

Doch nicht um nationale Täterentlastung geht es in der neuen zeithistorischen Meistererzählung, sondern um europäische Ausweitung des Opfernarrativs. Begünstigt von einer signifikanten Internationalisierung der Erzählperspektive, wie sie etwa Clark mit seiner Fokussierung auf die innerserbische Situation vorführt, erleben wir, wie auch der Erste Weltkrieg in eine opferorientierte Geschichtserzählung inkorporiert wird, die sich bislang auf die Aufarbeitung der beiden großen

Diktatorsysteme des 20. Jahrhunderts konzentriert hat und nun auch den Großen Krieg als deren initiierender Urkatastrophe einbezieht. Erinnernde Annäherung und zugleich lernwillige Distanzierung machen die Zangenbewegung der Aufarbeitungsepoche aus, in der wir leben und die im Rahmen einer fortschreitenden Medialisierung und jubilarischen Eventisierung im Geschichtsboom der Gegenwart nun auch den Ersten Weltkrieg erfasst hat und in einer medialen Wucht umformt, der gegenüber jeder Widerstand wegschwemmt wird.

Der Große Krieg spiegelt in den verschiedenen Stadien seines Erinnerns einen allmählichen Wandel von der Heroisierung zur Viktimisierung wider, der sich längst auch in den Erinnerungskulturen der einstigen deutschen Kriegsgegnern zu vollziehen begonnen hat. Beispielhaft illustriert die Geschichte der Weltkriegsmuseen in Frankreich den Übergang vom heroischen zum viktimistischen Erinnern. Das 1992 eröffnete *Historial de la Grande Guerre* in Péronne stellt das Leiden der Soldaten und Zivilisten ins Zentrum. Auch die Geschichte des Schlachtfeldtourismus veranschaulicht den in unserer Zeit sich in Westeuropa vollziehenden Übergang von einer nationalen Stolzkultur zu einer transnationalen europäischen Schmerzkultur

Eben dies ist es, was in allem Wandel eine Konstante der Weltkriegserinnerung geblieben ist: die selbstverständliche Geltungskraft ihrer so schroff unterschiedlichen Ausprägung in ihrer jeweiligen Gegenwart